

ISABEL
ALLENDE
VIOLETA

Roman Subrkamp

Überschwemmungen und Dürren, der Armut und anhaltenden Unzufriedenheit, sie je selbst betroffen.

Die Kellner liefen eilig umher und reichten Brände, Tellerchen mit frischen Austern, Krebscheren, marinierten Wachteln und ausgebackenen Empanadas. In der Aufregung wollte niemand sich an einen Tisch setzen. Kurz war eine zuversichtliche Stimme zu vernehmen, solange die Preise für bestimmte Bodenschätze nicht einbrächen, könne das Land den aufziehenden Sturm heil überstehen, doch sie ging im allgemeinen Wehklagen unter. Die Zahlen waren unmissverständlich.

Was mein Vater mit einem Stechen im Magen befürchtet hatte, bewahrheitete sich vor den Augen der Welt am letzten Dienstag im Oktober, als der internationale Wertpapierhandel endgültig zusammenbrach. Mein Vater schloss sich mit José Antonio in der Bibliothek ein, um ihre Lage zu beleuchten, wohl wissend, dass er in seinem Zustand weder klar sehen noch Maßnahmen ergreifen konnte, um die Katastrophe abzuwenden. Er zweifelte an allem und vor allem an sich selbst. Das, was seine Position in der Gesellschaft begründete, hatte versagt: Seine natürliche Begabung zum Geldverdienen, seine hellseherische Fähigkeit, eine Chance zu erkennen, die allen anderen entging, sein Talent, Schwierigkeiten rechtzeitig zu wittern und zu beseitigen, sein Verkäufer-Charme, mit dem er anderen so geschickt das Geld aus der Tasche zog, dass sie meinten, er täte ihnen einen Gefallen, und die beneidenswerte Lässigkeit, mit der er stets aufs Neue seinen Kopf aus der Schlinge zog. Nichts hatte ihn vor dem Abgrund gewarnt, der sich jetzt vor seinen Füßen auftat, und dass er nicht als Einziger an dieser Kante stand, war kein Trost. Er hoffte auf den Rat seines Sohns, der so schwer aus der Ruhe zu bringen und immer so vernünftig war.

»Tut mir leid, Papa, ich glaube, wir haben alles verloren«, sagte José Antonio, nachdem er die Buchhaltung ein zweites Mal durchgesehen hatte, die geschönte und auch die ungeschönte.

Ihre Aktien seien wertlos, sagte er, sie schuldeten Gott und der Welt Geld, und sie könnten froh sein, wenn man ihn nicht wegen

Steuerhinterziehung drankriegte. Dass sie ihre privaten Schulden tilgten, sei ausgeschlossen, aber in der momentanen Situation könne das auch sonst niemand im Land: Die Gläubiger würden sich gedulden müssen. Die Bank würde ihnen das Sägewerk wegnehmen, die Weinberge im Norden, die Bauvorhaben und auch unser Haus, weil sie die Hypotheken nicht bedienen könnten. Wovon sie leben würden? Die Ausgaben müssten auf ein Minimum gesenkt werden.

»Das bedeutet unseren gesellschaftlichen Abstieg ...«, sagte sein Vater kaum hörbar.

Niemals hatte er den in Erwägung gezogen.

Der weltweite Finanzcrash brachte unser Land praktisch zum Stillstand. Noch wussten wir es nicht, doch kein Land der Erde sollte schwerer von dieser Krise betroffen sein als unseres, weil die Exporte zusammenbrachen, auf die unsere Wirtschaft sich stützte. Die wohlhabenden Familien, die trotz ihrer hohen Verluste noch immer die Möglichkeit hatten, die Stadt zu verlassen, flüchteten sich auf ihre Landgüter, wo es wenigstens genug zu essen gab, aber die übrige Bevölkerung bekam die Armut mit voller Wucht zu spüren.

Mit jedem Unternehmen, das bankrottging, stieg die Zahl der Arbeitslosen. Fast über Nacht war man zurück in der Zeit der Volksküchen, der Armenspeisungen, bei denen Tausende und Abertausende Hungrige anstanden für einen Teller mit dünner Suppe. Massen von Männern zogen umher auf der Suche nach Arbeit, und Frauen und Kinder bettelten um Brot. Niemand hielt mehr inne und reichte den Bedürftigen auf den Gehsteigen eine Hand. Mit der Verzweiflung grassierte die Gewalt. In den Städten stieg die Kriminalität so sehr, dass sich auf der Straße niemand mehr sicher fühlte.

Die Regierung unterstand weiter dem General, den früheren Präsidenten hatte er ins Exil getrieben und setzte den eigenen Willen mit eiserner Hand durch. Es hieß, seine politischen Gegner befänden sich am Grund des Hafenbeckens, wer tief genug tauchte, könne sie dort finden, weil ihre von den Fischen abgenagten Skelette noch mit den Knöcheln an

den Betonblöcken hingen. Doch trotz seiner Gewaltmethoden verlor der General von Minute zu Minute an Macht, weil die Massenproteste nicht aufhörten, auch wenn sein neues, nach dem Vorbild der preußischen Armee aufgebautes Polizeicorps mit Schüssen gegen sie vorging. Die Hauptstadt glich einem Kriegsschauplatz. Studenten, Professoren, Ärzte, Ingenieure, Anwälte und andere Berufsgruppen traten in den Ausstand, alle vereint in der einen Forderung, dem Rücktritt des Generals. Der hatte sich in seinem Büro verschanzt und wollte nicht wahrhaben, dass sein Stern über Nacht gesunken war, wiederholte, die Polizei solle ihre Pflicht tun, wer erschossen werde, habe es nicht besser verdient, das Gesetz müsse eingehalten werden, das Land sei undankbar, unter seiner Regierung hätten Ordnung und Fortschritt geherrscht und mehr könne man nicht erwarten, die weltweite Katastrophe sei nicht seine Schuld.

Am zweiten Streiktag schlossen sich auch José Antonio und meine anderen vier Brüder den Aufständischen an, weniger aus politischer Überzeugung, schon eher, weil sie Dampf ablassen und nicht ins Hintertreffen geraten wollten, da ihre Freunde und Bekannten ebenfalls mitmachten. Auf den Straßen waren Staatsdiener mit Hut und Schlips ebenso vertreten wie Arbeiter in Hemdsärmeln und Habenichtse in Lumpen. Nie zuvor hatten solche Menschenmassen Seite an Seite gestanden, kein Vergleich zu den Elendsmärschen von Familien in den schlimmsten Zeiten der Arbeitslosigkeit, bei denen die Mittel- und die Oberschicht vom Balkon aus zugesehen hatte. Dass er sich für ein paar Stunden als Teil einer Gemeinschaft fühlen konnte, war für José Antonio mit seinem geregelten Leben und seinen stets im Zaum gehaltenen Gefühlen eine befreiende Erfahrung. Er erkannte sich selbst kaum wieder, wie er da gegen die Ketten bewaffneter Polizisten wütete, die dem Ansturm mit Knüppeln und Warnschüssen in die Luft begegneten.

So standen die Dinge, als er plötzlich an einer Straßenecke Josephine Taylor wahrte, die genauso aufgebracht war wie alle ringsum, und an ihre Hand geklammert mich, vollkommen verängstigt. Seine Hochstimmung verflog auf der Stelle. In seiner Tasche steckte noch immer

die Schatulle mit dem Ring, besetzt mit Granaten und Brillanten, den sie taktvoll abgelehnt hatte, als er sie – ganz alte Schule – auf Knien darum gebeten hatte, ihn zu heiraten.

»Ich werde niemals heiraten, José Antonio, aber ich werde dich immer lieb haben als meinen besten Freund«, hatte sie zu ihm gesagt und war danach so vertraut wie eh und je mit ihm umgegangen, als hätte sie seinen Antrag gar nicht gehört.

Doch weil sie einander von Anfang an so innig und liebevoll begegnet waren, wollte José Antonio die Hoffnung nicht aufgeben, dass sie ihre Meinung mit der Zeit ändern würde. Den Ring sollte er noch über dreißig Jahre lang behalten.

Unter den Protestierenden waren nur wenige Frauen, und in Hose und Jackett, mit einer Bolschewistenmütze auf dem Kopf war Josephine von den Männern kaum zu unterscheiden. Bei ihr war eine zweite Frau in Männerkleidung, die José Antonio nie zuvor gesehen hatte. Auch Josephines Aufzug war ihm neu, in ihrer Rolle als Kindermädchen war sie ein Musterbeispiel traditioneller Weiblichkeit. Er nahm sie am Arm und mich am Mantelkragen und zog uns fast gewaltsam fort von den Polizeiketten in einen Hauseingang.

»Man könnte euch niedertrampeln oder erschießen! Was machst du hier, Josephine? Noch dazu mit Violeta!«, fuhr er sie an. Ihm war unbegreiflich, was dieses irische Fräulein mit der hiesigen Politik zu schaffen hatte.

»Das Gleiche wie du: mich austoben«, sagte sie lachend, und ihre Stimme klang kratzig vom vielen Schreien.

José Antonio konnte sie nicht mehr fragen, wieso sie in dieser Verkleidung herumlief, weil sich in diesem Augenblick ihre Begleiterin einmischte mit einem »Teresa Rivas, Feministin, zu Diensten«. Ihm sagte dieser Begriff nichts, er dachte, die Frau hätte »Kommunistin« oder »Anarchistin« gesagt, aber es blieb keine Zeit mehr, das aufzuklären, denn plötzlich brach Triumphgeschrei aus, die Menschen begannen zu hüpfen und warfen ihre Hüte in die Luft und kletterten Fahnen schwingend auf

Wagendächer und schrien wie aus einer Kehle: »Er ist gestürzt! Er ist gestürzt!«

Und das war er. Als der General endlich begriffen hatte, dass ihm jede Kontrolle über das Land entglitten war und ihm sogar seine Kameraden von der Armee und die von ihm selbst geschaffene Polizei den Gehorsam verweigerten, verließ er den Präsidentenpalast und floh mit seiner Familie mit dem gleichen Zug ins ausländische Exil, mit dem wenig später der frühere, von ihm entmachtete Präsident zurückkehren sollte. Am selben Abend wiederholte Miss Taylor, dass wir mit einer Monarchie besser dran wären, und mein Vater war ganz ihrer Meinung. Für ein paar Stunden ging das Fest auf den Straßen weiter, aber dieser flüchtige politische Triumph linderte kein bisschen die Armut und die Hoffnungslosigkeit im Land.